

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse  
**Band:** 29 (1949)  
**Heft:** 3

**Buchbesprechung:** Einzelbesprechungen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Einzelbesprechungen — Comptes rendus

*Festschrift für Otto Tschumi* zum 22. Nov. 1948, mit einem Bildnis und zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1948. 165 S.

Verschiedene in- und ausländische Forscher haben Otto Tschumi, dem verdienten Förderer der schweizerischen Ur- und Frühgeschichte zum 70. Geburtstag eine Reihe von Studien gewidmet, die die vom Jubilar gepflegten Interessensgebiete betreffen. Diese werden in ihrem Horizont gleichsam abgesteckt durch den einleitenden Aufsatz «Intorno alle origine e alla espansione degli Indoeuropei», in dem Pia L. Zambotti eine Zusammenfassung ihrer Spezialarbeiten über den Ursprung und die Einwanderung der Indogermanen nach Italien vorlegt. Die indogermanische Frage kann heute in neuer Weise gestellt werden, nachdem die Archäologie eine Fülle von Einzeluntersuchungen geliefert hat, die die Zusammenhänge zwischen den vielfachen Wanderungen zu erhellen vermögen. Wie die großen urgeschichtlichen Epochen des Paläo-, Meso- und Neolithikums einander nicht abrupt ablösen, sondern in kontinuierlichem, vor allem durch klimatische Veränderungen bedingten Wandel aus einander hervorstechen, zeigt E. Octobon anhand der sieben Schichten der französischen Station Cuzoul (Lot.). Die Lage unseres Landes begünstigte schon in vorgeschichtlicher Zeit die Berührung mit fremden Gruppen. So deutet das freilich spärliche neolithische Fundmaterial des Wallis nach Marc-R. Sauter auf kulturelle Beziehungen zum Aosta-Tal und nach Ligurien hin. Als die beiden wichtigsten Gruppen der späteren Frühbronzezeit arbeitet E. Vogt den Kreis mit Blechschmuck und die Ausstrahlung der sog. Aunjetitzer Kultur Böhmens ins schweizerische Mittelland heraus. Zur zeitlichen Fixierung bronzezeitlicher Etappen hilft ein von Gordon Childe dargebotener Vergleich parallelen Kulturgutes vom Raume England - Mitteleuropa mit dem Kreis von Mykene. Dem Ausgrabungsleiter Tschumi sind die Beiträge von K. Keller-Tarnuzzer über die Pfahlbaufrage und von R. Laur-Belart über das alamannische Gräberfeld am Bernerring in Basel gewidmet, die beide einer größeren Publikation ihrer Verfasser vorangehen, während die Studien von O. Schlaginhaufen und W. Rytz die wertvolle Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen verdeutlichen, deren Mithilfe der Bodenforscher heute nicht mehr entbehren kann. In das 9. nachchristliche Jahrhundert versetzt die Darlegung A. Alföldis, die anhand einer Gürtelgarnitur der ungarländischen Awaren das Eindringen oströmischer und persischer Kunstmotive des frühen Islam zeigt und dabei auf die zu diesem fernen Kunstzweig in engster Beziehung stehende Goldkanne von

St. Maurice hinweist. Da Tschumi schon seit 1912 am Bernischen Historischen Museum tätig ist, wurde auch diese Seite seines Schaffens gewürdigt, indem W. U. Guyan leitende Gedanken und museumstechnische Lösungen für die ur- und frühgeschichtliche Schausammlung im Museum zu Allerheiligen erläutert.

Die Festschrift ist mit einem reichen Anschauungsmaterial vortrefflich ausgestattet und mit einem von W. Flückiger zusammengestellten Verzeichnis von O. Tschumis zahlreichen Publikationen versehen.

Stein am Rhein.

Hildegard Urner-Astholz.

WALTHER HOLTZMANN, *König Heinrich I. und die hl. Lanze*. Kritische Untersuchungen zur Außenpolitik in den Anfängen des deutschen Reiches. Universitätsverlag Bonn 1947. 64 S.

Holtzmann setzt sich zunächst mit den Arbeiten von A. Brackmann, Die politische Bedeutung der Mauritius-Verehrung im frühen Mittelalter, in Berliner SB., phil.-hist. Kl. 1937, S. 279—305 (Ges. Aufsätze, Weimar 1941, S. 211—241) und H. W. Klewitz, Die hl. Lanze Heinrichs I., in Deutsches Archiv f. Gesch. d. Mittelalters 6 (1943), S. 401—411 auseinander und zwar in bewußter Beschränkung auf die Interpretation der Deutung der hl. Lanze zu Grunde liegenden Quellenstelle, von Liutprands Antapodosis IV, cap. 25 und auf die politischen Vorgänge, welche mit der Lanzenübertragung von Oberitalien nach Burgund und hernach dem Deutschen Reiche in Zusammenhang stehen. Sicher mit Recht legt er dar, daß die in Frage stehende Lanze von ihrer Zeit nicht als Herrschaftssymbol (zu einem solchen wurde sie später), sondern nur als Reliquienträgerin verstanden wurde. Die kritische Betrachtung der bisherigen Datierungsversuche der Lanzenübertragung führt Holtzmann sodann zu neuen Zeitansätzen, die vor allem für die Geschichte des burgundischen Königreiches von einiger Bedeutung sind. Die Übertragung eines langobardischen Speeres an Rudolf II. von Hochburgund läßt sich nicht sicher datieren. Würde es sich um die eigentliche Herrscherlanze handeln, dann käme sie kaum vor dem Tode Berengars in Frage, denn sie müßte in diesem Falle mit den Aspirationen des Burgunderkönigs auf Italien zusammengebracht werden, die mit der Niederlage von 926 für einmal zunichte gemacht wurden. Ein Kampf um diesen Speer aber wird nirgends erwähnt. Den Lanzenerwerb durch König Heinrich I. hat man zuerst in den Beginn der 920er Jahre gesetzt (so H. Trog, Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs, in Basler Neujahrsblatt 67 (1889), S. 29); seit A. Hofmeister, Die hl. Lanze, ein Abzeichen des alten Reiches (Gierkes Untersuchungen 96 (1908)) allgemein in das Jahr 926. Nach Liutprand ist die Übergabe des Speeres persönlich erfolgt. Nun ist allerdings an der Anwesenheit Rudolfs von Hochburgund am Reichstage zu Worms 926 nicht zu zweifeln. Sie ist

in einem Diplom für Chur (MG. D. H. I., S. 48, Nr. 11) vermerkt und läßt sich leicht durch die Regelung alemannischer Fragen, die durch den Tod des Herzogs Burchard I. entstanden sind, erklären. Zu Worms ist auch der Churer Bischof anwesend. Die von Liutprand erwähnten Verhandlungen, Umstände und Bedingungen aber, die mit dem Lanzenerwerb zusammenhängen, machen es unmöglich, diesen Zeitpunkt ins Auge zu fassen. Holtzmann zeigt, daß die ganzen Vorgänge viel eher dem Jahre 935 angehören, ein Datum, welches vermutungsweise schon R. Holtzmann, *Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*, München 1941, S. 101 genannt hatte. Ihm voraus geht der Verzicht Rudolfs II. von Hochburgund auf ein Eingreifen in Italien 933 (von Trog ins Jahr 931, von R. Holtzmann ins Jahr 934 gesetzt), dem dann das von Liutprand erzählte Angebot Heinrichs I., die hl. Lanze käuflich zu erwerben, die abschlägige Antwort Rudolfs, Heinrichs Kriegsdrohung und der Ausgleich von 935 folgten. Gegen eine Gebietsabtretung von alemannischem Boden hat Heinrich I. die Reliquienlanze an sich gebracht. Über den Umfang dieser Konzession äußert sich Holtzmann nicht. Jedenfalls aber sind durch diese außenpolitischen Vorgänge auch die engeren Verhältnisse Burgunds und Schwabens in Mitleidenschaft gezogen worden, und zwar im Raume der heutigen Schweiz. Zu dieser Zeit dürfte Basel und ein Teil des Gebietes westlich der Reuß an Burgund gelangt sein. Durch differenzierte Quellenuntersuchungen aus diesem örtlichen Umkreise läßt sich wohl das burgundisch-schwäbische Verhältnis zu Beginn des 10. Jahrhunderts noch weiter abklären, als es bisher geschehen ist. Man wird dabei Holtzmanns Zeitansätze, die sich ihm aus den politischen Umständen ergeben haben, stets mit in Betracht ziehen müssen.

F r a u e n f e l d .

E l i s a b e t h M e y e r - M a r t h a l e r .

ERNST ROBERT CURTIUS, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*.  
A. Francke AG., Bern 1948. 601 S.

Das Werk legt zugrunde: eine feste literarische Tradition kettet von den klassischen Griechen bis zur Jugend Goethes ein Jahrhundert an das andere und reißt dann ebenso ab, wie so viele andere Traditionsfäden durch den Geist des Fortschritts oder der industriellen Revolution abgerissen sind. Alle europäischen (besser wohl: abendländischen; denn Osteuropa bleibt außer Betracht) Literaturen von Homer bis Goethe hatten eine Fülle von poetischen Grundanschauungen, von rhetorischen Manieren, von Bildungs- und Schulgütern gemeinsam, die seither nichts mehr gelten und entsprechend wenig gewürdigt werden. Ein Hauptmerkmal davon: die epische Dichtung hat ihren einst überall anerkannten Hoehrang vollständig eingebüßt (und hier sieht man gleich, daß dies ein historischer und nicht ein bloß literarisch-ästhetischer Vorgang ist; denn gerade das Epos appelliert von Homer bis Klopstock an eine bestimmte Kulturgemeinschaft, es fordert seine Art des Vortrags oder des Lesens, es widerspricht aller Hast).

Gerade weil nun Curtius den modernen Traditionsbruch als etwas Gegebenes akzeptiert, erfaßt er es als eine Aufgabe der Wissenschaft, die einstige Tradition klar und bis in ihre Einzelheiten hinein zu bestimmen, nicht ohne die Hoffnung, daß eben damit manche Schäden des Bruches ausgeglichen werden. Ein Ethos spricht aus jeder Seite des von Gelehrsamkeit strotzenden Buches und gibt ihm etwas Programmatisches, etwas Persönliches, auch wohl eine gewisse Empfindlichkeit. Von den merkwürdigen zehn Leitsätzen vor dem Vorwort bis zur Schlußwendung setzt der Mann sich ein.

Nun steht dieser Traditionslehre die alte Auffassung entgegen, die antiken Überlieferungen seien durch Christentum und Völkerwanderung in einem wesentlichen Maße abgerissen und erst von der Renaissance (daher ihr Name) neu aufgenommen worden; ein «mittleres Alter» unterbreche die Kette. Obwohl diese Auffassung längst in allen möglichen Hinsichten durchlöchert und widerlegt ist, fristet sie sich doch wie ein Topos fort. Und nun war es für Curtius die große Wahrnehmung, als er seit 1933 die Flucht ins ferne Mittelalter antrat, daß gerade die kirchlich-lateinische Literatur in tausend Belangen das organische Bindeglied zwischen den antiken Traditionen und den neuzeitlichen Literaturen gewesen ist. Nicht nur die Humanisten legten viel stärker, als sie sagten und wußten, mittelalterliches Schulgut zugrunde; auch die germanischen und romanischen Dichter, von Beowulf und Rolandslied über Dante bis zu Calderon, Shakespeare, Goethe stehen in der Kette.

Wir brauchen hier nicht zu erörtern, inwieweit diese Wahrnehmung «neu» ist, wie man überhaupt nicht viel gewinnt, wenn man das Buch auf Thesen hin liest: auf die Demonstration kommt es an. Unter einer Fülle von Gesichtspunkten, mit immer wachen, nach allen Seiten hin anregenden Fragestellungen mustert Curtius die Kette und darf sich selber in dem Satze zusammenfassen (385): «Was wir gewonnen haben, ist eine neue Anschauung vom inneren Zusammenhang der europäischen Literatur».

Eine stupende Belesenheit und Präsenz war hierzu nötig. 25 zum Teil umfangreiche Abhandlungen haben das Werk vorbereitet (Liste S. 568), 25 Exkurse (Zahlenmystik?!) sind ihm angehängt. Die Gruppierung des großen abendländischen Schrifttums um das Aschenbrödel Mittelalter als Achse wirkt allermindest überraschend, auch für die paar mittelalterlichen Fachleute. Diese haben ja manches in fleißiger Forscher- und Editorenarbeit geleistet, aber zu einem so vielseitigen und geistvollen Buche niemals angesetzt.

Souverän doziert Curtius in einigen Einleitungskapiteln die Grundlagen mittellateinischer Literaturforschung. Alsbald kommt er auf seine vielbesprochene Spezialität, die Topik, die schon in seinen Vorarbeiten einen breiten Raum einnahm: bestimmte Redewendungen, geprägte Anschauungs- und Denkformen wandern durch die Jahrtausende und bedeuten für die Literatur etwa so viel wie die Höflichkeitsformen für die Gesellschaft oder

die guten Manieren fürs Essen. Zur Welt der Topik gehören nicht nur gedankenlose Phrasen («mit vorzüglicher Hochachtung»), sondern auch solche Aufgabenstellungen, die sehr viele und sogar persönliche Lösungen erlauben, wie die *Captatio benevolentiae*, wie Einleitung und Schluß einer Prosa oder eines Gedichts, wie die Mittel der Disposition überhaupt, wie Steigerung und Dämpfung einer Rede, Einführung von direkten Reden oder von Gleichnissen usw. Kurz, die Topik geht in eine Lehre vom literarischen Handwerk über; und die Früheren dichteten und schrieben eben nicht einfach, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Das den Menschen Gemeinsame verlangte nach gemeinsamen Ausdrucksformen, und in desto höherem Grade, je traulicher die Menschen zusammenhielten. Eine individualistische, in sich zerrissene Zeit kann also keine Topik haben — und wird die alte Topik mißverstehen (vgl. z. B. S. 189 f. über mittelalterliche «Natur»-schilderungen).

Darum können gerade Topoi die Kontinuität sichtbar machen. In höheren Fällen bezeichnen sie eine Art der Stilisierung, Idealisierung. Ihrem Wesen nach sind sie allerdings etwas Sekundäres, und es sollten nur solche sie erforschen dürfen, die zuvor wie Curtius ein unmittelbares Verhältnis zur Dichtung dreißig Jahre lang gepflegt und bewiesen haben. Sonst führt die Topenjagd unweigerlich zur Banauserie; denn sie zwingt die Aufmerksamkeit auf das Sekundäre hin, das ohnehin, und gar im Mittellateinischen, sehr viel leichter als das Schöpferische zu fassen ist. Über diesen Charakter des Topos macht sich Curtius keine Illusionen. Spricht er doch am Schlusse gar «von der unzerreißbaren Traditionskette der Mittelmäßigkeit» als dem vielleicht stärksten Träger der literarischen Kontinuität (404).

Von der Topik aus gelangt er zwanglos auf verschiedene Formen der Metapher, auf die Art, wie ideale Menschen und Landschaften dargestellt werden, auf Allegorien, auf das Verhältnis von Poesie und Rhetorik, auf das manieristische Spielen mit Formen, mit der Sprache selber. Immer liegen die Vorbilder in der Antike, die interessantesten Belege im lateinischen Mittelalter (besonders bei den karolingischen Autoren und in der sog. Renaissance des zwölften Jahrhunderts), und meistens leuchtet dann der lebendige Sinn der Erbformen bei Dante auf, zu dessen Auslegung Curtius Außerordentliches beiträgt. Weiterhin gilt seine besondere Aufmerksamkeit der Frage, wie sich die Mittellateiner das Amt des Dichters und die Aufgabe der Dichtung überhaupt gedacht haben (Kap. 11—14, Exkurs 7—12); auch hier führen die Fäden dicht nach vorwärts und rückwärts.

Bei aller Eindringlichkeit und Geformtheit des Vortrags schließen sich die Darlegungen sehr locker aneinander. Eine eigentliche Zusammenfassung gibt Curtius nicht, und sie wäre auch schwierig. Die Essenz des Ganzen erfaßt man etwa, wenn man das wohl bedeutendste Kapitel herausgreift, «das Buch als Symbol» (304 ff.). Hier hat er das Kernstück eines weit umfassenderen, noch nie versuchten Werkes vorweggenommen über das Ver-

hältnis von atmendem Wort und festgelegter Schrift überhaupt, ein ewiges und zugleich ein ständig sich wandelndes Verhältnis (denn Hieroglyphen stehen zum Gesprochenen anders als Buchstabenschrift, Pergamenthandschriften anders als Papierdrucke, Homer anders als die Sibyllinen und wieder anders als die Evangelien, Pandora anders als Hermann und Dorothea...).

Über zahlreiche Auffassungen des Verfassers kann man streiten, wie denn dieser selber seine Hiebe rundherum lebhaft austeilt. Auch Fehlurteile und Irrtümer waren in einem so weit gespannten Buche trotz aller Sorgfalt und Beschlagenheit nicht zu vermeiden: für das Ganze kommt es darauf nicht an<sup>1</sup>. Im übrigen hat das Werk unvermeidlich die *défauts de ses vertus*, und gerade der Historiker empfindet die in der Anlage selbst mitgegebene Grenze. Curtius erforscht die Tradition, sucht nach Konstanten: um so wichtiger, als es oft vernachlässigt wird. Aber die gleichen Erbgüter können von Dichter zu Dichter und von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Funktion verändern, je nach dem Gefüge, dem sie eingegliedert sind. Und vor allem: das Ganze sind sie nicht. Man mag z. B. noch so sehr (wie es jetzt etwas Mode ist) die Zusammenhänge des italienischen Humanismus mit dem Mittelalter herausarbeiten — das Bewußtsein dieser Humanisten, einer neuen Zeit anzugehören, bleibt unangerührt, und es drückte eben doch eine Wirklichkeit aus. Für die Geschichte sind die Konstanten nur ein Aspekt.

Gerade gegenüber dem lateinischen Mittelalter, das hier eine so hohe Bedeutung erlangt, schließt die Methode des Werkes eine Einseitigkeit ein, deren man sich bewußt bleiben muß. Indem es als Vermittel-Alter genommen wird, wird es von seiner humanistischen Seite her schön sichtbar; es wird um so schöner sichtbar, als Curtius seine Autoren, namentlich die bedeutenden Dichterhumanisten des 12. Jahrhundert, nicht bloß als Glieder einer Kette vorführt, sondern auch als Persönlichkeiten kennt und liebt und würdigt. Kein Mediävist wird das unterschätzen. Und dennoch, so wie die Fragen gestellt sind, können die eigenen Schöpfungen jenes Jahrtausends nicht an ihren Platz, ja kaum in Erscheinung treten. Auf sie aber würde es für die lebendige wie für die historisch-wissenschaftliche Würdigung mehr ankommen als auf alles andere. Nicht nur deshalb ist das zu betonen, weil im Bewußtsein der Gebildeten die mittellateinische Literatur so gut

---

<sup>1</sup> Rein pro domo bemerke ich: Warnerius von Basel (S. 226) gehört nicht dem 11., sondern dem beginnenden 12. Jahrhundert, urkundlich bezeugt 1118: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 32 (1933), 247, 277 ff. Die ihm von Curtius zugeschriebenen aristotelischen Begriffe gehören einem Kommentator des 13. oder 14. Jahrhunderts an: Archives d'histoire doctrinale et littéraire 8 (1933), 320. — S. 242 ff.: zur Entstehung der Sequenz wird hier eine hergebrachte, aber von jeher untaugliche Doktrin wiederholt; vgl. jetzt Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 1946 und 1947 passim. — Der Hinweis S. 182 auf Andreas Heusler ist ungerecht, dessen Text unanfechtbar.

wie inexistent ist, sondern auch deshalb, weil die Fachwissenschaft selber, wenige wissen es wie Curtius, zu einer qualitativen Sichtung der mittel-lateinischen Literatur, zu einer Aussonderung der Meisterwerke aus der Überfülle des Durchschnittlichen und Schulmäßigen bisher nur ganz Unzulängliches beigetragen hat.

Curtius unterscheidet gelegentlich in der christlichen Antike die Kultdichtung von der Kunstdichtung und schließt jene von der Behandlung aus, «weil sie außerhalb der antiken Gattungen steht und einen Neuanfang darstellt» (455). Er hat recht; aber es heißt eben, daß er ein positives Bild des lateinischen Mittelalters gar nicht beabsichtigt, und das bestätigt sich an den wichtigsten Punkten. So läßt er die christliche Hymnendichtung gemäß einem verbreiteten, aber unmöglichen Topos im 4. Jahrhundert entstanden sein (263 u. ö.), da sie doch vom Evangelium an bezeugt ist und vorliegt: nur die klassizistische Metrik kam ihr erst im 4. Jahrhundert. So erscheint Notker mit seiner literarhistorischen Notatio, aber nicht als Sequenzdichter. Auch Adam von Sankt Victor habe ich nicht bemerkt (auch in dem zwar nicht ganz vollständigen Namenverzeichnis fehlt er). Was über die Ausbildung der Reimkunst gesagt wird (393 f.), mit den armen Endungsreimen des Stabat mater als hoher Glorie und mit völliger Übergehung der allerdings glorreichen, nie übertroffenen Limousiner von 1100, bestätigt nur, daß die Aufmerksamkeit des Verfassers in ganz anderer Richtung arbeitet. So fehlt auch die Schöpfung mittellateinischen Redestils durch Gregor den Großen und die grandiose, höchst persönliche Meisterung des gesprochenen Latein durch Bernhard von Clairvaux, in der Tat eine paradoxe Ausschließung in einem Werk, auf das der Untertitel *Nova Rhetorica* passen sollte (136). Es fehlt die Schöpfung einer bis heute nachwirksamen, allerdings tief unhumanistischen Gelehrtensprache durch die Scholastik — um immerhin einiger gründenden, sich selbst genügenden Leistungen jenes Mittelalters zu gedenken.

Wohlverstanden: gegen Curtius sagt das alles nichts, es hebt vielmehr den Umriß seiner besondern Themenstellung heraus. Er hat am lateinischen Mittelalter die vermittelnde, die humanistische Seite, den Beitrag zu den Konstanten abendländischer Literatur mit einer Souveränität dargestellt, wie sie in der Mediävistik nur überaus selten begegnet. Hierfür wird sein Werk grundlegend bleiben und darüber hinaus für unzählige Fragen europäischer Literaturwissenschaft (und auch Geistesgeschichte, wie wohl er das Wort nicht liebt) auf lange Zeit hin eine Quelle der Anregung und Belehrung bilden. Wenn also Curtius seine Problemstellung von den Kommenden weiter verfolgt sehen und die Methode dafür durch sein Buch bestimmt haben möchte, so begreift man es gern. Wünschen würde ich dennoch, gerade auf seine Leistung hin, das Gegenseitige: daß sich nun die Kräfte um so frischer dem Eigenen und Unmittelbaren des lateinischen Mittelalters zuwendeten.

Basel.

Wolfram von den Steinen.



ARNOLD J. TOYNBEE, *Kultur am Scheidewege*. 270 S. Europa-Verlag, Zürich 1949.

In dieser Sammlung von 13 verschiedenartigen Essays, die der Verfasser als zusammengehörig empfindet, treten vier Grundüberzeugungen hervor. Einmal, daß die kleinste Einheit, in der echte Geschichtsbetrachtung möglich ist, der Kulturkreis («civilization») darstellt. Zweitens, daß Entstehung, Wandlung und Verfall eines Kulturkreises, von denen es bisher rund 20 gegeben habe, nicht, wie Spengler dies voraussetzt, einem unabweichlichen Gesetz gehorchen, sondern vom Handeln der Menschen bestimmt werden und damit einen Freiheitsgrad besitzen. Drittens, daß in der Gegenwart, deren wichtigste Erscheinung das Aufeinanderprallen der westlichen Kultur mit den zerfallenden oder im Neuaufstieg begriffenen Kulturen außerhalb des Abendlandes ist, die europäisch-amerikanischen Völker in einer einzigartigen Feuertaufe stehen, die über Blüte oder Untergang entscheidet. Und viertens, daß der Sinn oder das Ziel der Weltgeschichte das Gottesreich sei.

Im Rahmen dieser von einem einzigartigen und lebendigen Wissen getragenen Grundanschauungen des englischen Kulturhistorikers werden Betrachtungen von eindringlicher Größe und hoher Aktualität geboten. Sie gehören zum Anregendsten, was das gegenwärtige Schrifttum zu bieten hat. Für den Historiker liegt ein erzieherischer Wert in der Tatsache, daß Toynbee, selbst ein weltweiter Kopf und rund eines Dutzend Sprachen mächtig, wirklich Universalgeschichte bietet, d. h. auch die Schranken des kosmopolitischen Humanismus sprengt und die Geschichte beider Amerikas, wie Asiens gleichermaßen beherrscht und berücksichtigt. Seine Mahnungen an das Abendland, der Herausforderung des 20. Jahrhunderts entschlossen und mutig zu begegnen, stempeln in ihrer Anschaulichkeit Toynbee zum scharfsichtigsten historischen Betrachter der Gegenwart; ihre Darstellung liegt aber außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift.

Vom fachhistorischen Standpunkt aus wird man in einer knappen Anzeige dem Werke nicht gerecht werden können, weil eine Besprechung auch eine Auseinandersetzung enthalten müßte. Zahlreiche der klaren, aber auch allgemeinen Thesen sind der Kritik zugänglich. Nur wenige Probleme können angedeutet werden. Läßt sich die These Gibbons, daß das römische Reich durch das Christentum ausgehöhlt und zerstört worden ist, einfach durch die Gegenthese widerlegen, daß vielmehr das Christentum infolge des innern Zerfalls den Sieg davontrug und gewissermaßen das Erbe übernehmen mußte? Mit der richtigen Beantwortung des viel komplizierteren Prozesses würde man auch auf das eigentliche Wesen der geschichtlichen Krisen stoßen, die Toynbee selbst oft tiefer darstellte. Über das Thema «Christentum und Kultur» hat Jacob Burckhardt Entscheidenderes beizutragen gewußt. Im Aufsatz «Wiederholt sich die Geschichte?» erschwert eine häufige Verwechslung von historischen Erscheinungen und Kräften die Klärung. Allgemein werden Militär-, Sozial- und Wirtschafts-

historiker ein Unterschätzen außerkultureller und -religiöser Faktoren rügen. Besonders bedauern wird man, daß in dieser Sammlung kein Essay über Marx oder den historischen Materialismus eingefügt ist, weil die Auseinandersetzung im Hauptwerk im Zusammenhang mit Lenin wohl sehr gehaltreich, aber allzu knapp gehalten ist. Der stete Hinweis, daß die «Epoche der Geschichte» gegenüber dem «Zeitalter der Natur» zeitlich noch kaum ins Gewicht falle und daher eine objektivere Betrachtung erfordere, ist gerechtfertigt. Aber man wird festhalten müssen, daß Humanität und Kosmos in verschiedenen Rhythmen verlaufen.

So manche Bedenken man hegen mag, so gewiß bleibt, daß jede Seite bedeutungsvoll ist, ob man ihr zustimmt oder sie kritisch betrachtet. Die stoffliche und systematische Großartigkeit des Hauptwerkes «The Study of History» in der sechsbändigen Originalausgabe wird zwar nicht erreicht. Dafür weist diese Sammlung eine größere innere Freiheit auf, in der die allgemeinen und metaphysischen Auffassungen Toynbees deutlich hervortreten. Der Band bietet daher für einen weitem Leserkreis einen guten Zugang zur Ideenwelt Toynbees, obgleich es nicht anginge, ihn darnach zu beurteilen (nicht zumindest in Hinblick auf seine hervorragende historiographische Tätigkeit als Herausgeber der Bände «Surveys of International Affairs, 1920—1938»).

Die Geschichtschreibung wird über Toynbee hinausschreiten, aber ihn stets als einen Meilenstein auf dem Wege fruchtbarer Entwicklung anerkennen. Es liegt die Kraft einer großen schöpferischen Leistung, die pionierartig in seinem Hauptwerk begründet ist, auch auf dieser lebensnahen Sammlung des tiefen historischen Forschers und Denkers.

W ä d e n s w i l.

E d u a r d F u e t e r.

RENÉ VOGOENSPERGER, *Der Begriff der Geschichte als Wissenschaft im Lichte aristotelisch-thomistischer Prinzipien*. In: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte. Beiheft 5. Freiburg i. d. Schweiz 1948.

Daß das Problem der Geschichte im aristotelisch-thomistischen Systeme nur an der äußersten Peripherie auf den Schauplatz treten kann, ist aus den grundlegenden ontologischen Voraussetzungen dieser Philosophie zu verstehen. Die final wirksame «substanzielle Form» und der «actus purus» des «ersten Bewegers» liegt in seiner naturhaft-gegenständlichen Bedeutung fern von aller geschichtlichen Existenz. Mit um so größerer Spannung sehen wir einer Untersuchung entgegen, die sich zum Ziele setzt, der Frage der Wissenschaftlichkeit der Geschichte in dem Sinne nachzugehen, daß «die Möglichkeit der logischen und objektiven Einbeziehung der modernen Geschichtswissenschaft in den aristotelisch-scholastischen Wissenschaftsbegriff» erwogen wird (S. 8). Diese Untersuchung wird mit einer anerkennenswerten Umsicht und Sachkenntnis durchgeführt, indem uns weder der Rückblick auf die geschichtlichen Antezedenzen unserer gegenwärtigen

Problemlage, noch der Ausblick auf die Stellung der Historie im systematischen Wissenschaftsbegriff vorenthalten wird. Antike und neuzeitliche Wissenschaftslehre, vergangene und gegenwärtige Philosophie der Geschichte wird bei diesem Unternehmen zu Rate gezogen und an der Diskussion beteiligt. Da die aristotelisch-thomistische Philosophie für diese Erörterung des Geschichtsproblem es eindeutig die Basis der Betrachtung darstellt, kann es nicht anders geschehen, als daß die vorliegende Arbeit im Zeichen einer Spannung steht. Sie ist bedingt durch die schwer auszugleichende Polarität des geschichtsfremden peripatetischen Systemgedankens und der geschichtlichen Existenz, die in ihrem einmaligen, unableitbaren, persönlich-aktuellen und menschlich-relevanten Sein anerkannt sein will.

Im geschichtlichen Erkennen geht es um «Sinndeutung eines Geschehens oder persönlichen Handelns», um «Vergegenwärtigung der an den historischen Objekten erscheinenden Intentionalitäten» (27), um «Finalitätserkenntnis am geistigen Geschehen der menschlichen Existenz» (28). Das «Einzelne» ist Ausgangs- und Zielpunkt der historischen Forschung. Historie befaßt sich mit den Betätigungen menschlicher Freiheit, sofern sie gesellschaftlichen Charakter tragen (34); sie sollen «nach dem kausalen und finalen Zusammenhang ihrer Entwicklung erforscht werden» (50). — Wie kann es gelingen, den so angedeuteten Begriff der Geschichte mit den Orientierungen und Ansprüchen jenes Systems in Einklang zu bringen?

Geschichte vermag freilich dem aristotelischen Wissenschaftsbegriffe nicht zu genügen. Aber sie ist — als den Geistes- oder Individualwissenschaften zugehörig — eine «Wissenschaft im weitern Sinne» (107). Daß solche Einbeziehung in den normativen Wissenschaftsbegriff möglich wird, — dazu bedarf es freilich gewisser Vermittelungen, die die Historie vor dem Forum des klassischen Erkenntnisbegriffs zu rechtfertigen scheinen. Eben diese vermittelnden Kategorien sind es aber, die an dem ganzen uns vorliegenden Unternehmen unser Interesse am meisten in Anspruch nehmen. Denn an dieser Stelle liegt der kritische Punkt, an dem das philosophische Problem dieser Auslegung der Geschichte am deutlichsten sichtbar wird. — Die neuscholastische Theorie spricht von «kontingent-allgemeinen Begriffen», indem sie so die entgegengesetzten Momente der begrifflichen «Allgemeinheit» und der «Kontingenz» in eine Einheit zusammenfaßt. Eben an der Auslegung der «Kontingenz» wird sich in jeder Geschichtsphilosophie zeigen, wie geschichtliche Existenz letztlich verstanden wird. Diese Frage erfährt aber u. E. noch eine unerhörte Zuspitzung, wenn der Verfasser — in Anlehnung an eine tief ins Altertum reichende Tradition — die «Kontingenz», und zwar ausdrücklich diejenige der geschichtlichen Vergangenheit, als «notwendig» meint verstehen zu dürfen, so daß von einer «Tatsächlichkeitsnotwendigkeit» (89), von einem «praeteritum necessarium» (108) die Rede sein darf, womit eine «Grundlage für die objektive Sicherung» und für die Wissenschaftlichkeit dieser Gegenstände gewonnen sein soll (109). — Die Ausmündung der Schrift in den ethischen Horizont kann uns

nicht abhalten, hier unsere Bedenken anzumelden. Denn wir können solche «Sicherung» durch «Notwendigkeit» mit dem Wesen der Geschichte nicht vereinen.

B a s e l.

H e i n r i c h B a r t h.

EMIL ZWEIFEL, *Die rechtliche Natur der Vereinbarungen zwischen den Staaten und dem Apostolischen Stuhl (Konkordate)*. Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft, N. F., Heft 139, Aarau 1948. 208 S.

Die vorliegende Dissertation ist eine rechtsdogmatische, keine rechts-historische. Sie kann an diesem Orte nur kurz besprochen werden und es muß namentlich auf eine Kontroverse mit den darin vertretenen Auffassungen, zumal sie letzte Fragen der Rechtswissenschaft berühren, verzichtet werden. — Der Verfasser setzt sich zum Ziel, die rechtliche Natur der Konkordate, d. s. Verträge zwischen den Staaten und der katholischen Kirche, den Denkkategorien Kants folgend, zu ergründen. Der erste Teil bietet eine Darstellung der Theorien über die rechtliche Natur der Konkordate; der zweite Teil ist überschrieben mit: «Analyse der Beweise aller bisherigen Konkordatstheorien und kritische Auflösung des zugrundeliegenden Dogmatismus». — Zweifel trägt mit großem Fleiß die Auffassungen zusammen, die über die Rechtsnatur der Konkordate vertreten worden sind, er prüft und wertet sie, ohne aber zu einem konstruktiven Resultat vorzustoßen. Es ist überaus charakteristisch für diese Arbeit, daß sie ausklingt in die Klage Fausts: «Was man nicht weiß, das eben braucht man. Und was man weiß, kann man nicht brauchen». — Um die Frage der Rechtsnatur der Konkordate ist eine große Literatur entstanden, das geht schon aus dem (mangel- und lückenhaften) Literaturverzeichnis hervor. Die Frage hat von zwei Problemen her ihre besonderen Schwierigkeiten: vom Verhältnis von Staat und Kirche und von der Rechtsnatur des Völkerrechtes her. Die ältere Literatur über die Konkordate steht noch im Banne der kirchenpolitischen Systeme des sog. Kirchenstaatstums einerseits und des sog. Staatskirchentums andererseits, die heute praktisch und doktrinär überwunden sind. Wer geistig diesen Systemen verhaftet ist, wird konsequenterweise nicht zu einer Konstruktion der Konkordate als Verträge kommen können, sondern der Privilegien- oder der Legaltheorie verfangen sein. Stellt man sich aber auf den Boden des modernen Verhältnisses von Staat und Kirche, wo staatliche und kirchliche Sphären geschieden sind, so bietet sich die weitere Schwierigkeit, ob Staat und Kirche als koordinierte Vertragspartner in Frage kommen können. Wenn eine Staatstheorie die Kirche nur anerkennt, soweit sie im Staate in Erscheinung tritt und über die Tatsache einer universellen Kirche hinwegsieht, so wird sie eine Vertragspartnerschaft ablehnen und wiederum in das territorialistische System des absoluten Staatskirchentums einmünden. Wenn sie aber die Tatsache einer universellen Kirche anerkennt, so wird sich die Frage stellen, welcher Art

von Verträgen die Konkordate zuzurechnen seien. Das sind skizzenhaft umrissen die Fragenkomplexe, die sich dem Verfasser stellen. — Nach der heute herrschenden Lehre in Kirchenrecht und Völkerrecht sind die Konkordate als völkerrechtliche Verträge aufzufassen. Seit Leo XIII. wurde in der eigentlichen kanonistischen Literatur die Privilegientheorie nicht mehr vertreten. Seitdem in der völkerrechtlichen Literatur das positivistische Dogma, daß der Staat allein Völkerrechtssubjekt sei, überwunden ist, wird die katholische Kirche als Völkerrechtssubjekt anerkannt und damit waren die Wege zur Auffassung geebnet, die die Konkordate als völkerrechtliche Verträge betrachtet. Diese Lehre zu begründen und zu vertiefen ist eine verlockende, aber keine leichte Aufgabe. — Die vorliegende Arbeit bleibt im Zweifel stecken. Wer das Völkerrecht als Recht nicht zu begründen vermag, wer das Verhältnis von Staat und Kirche als rechtlich faßbares nicht anerkennen kann, wird hinsichtlich der Rechtsnatur der Konkordate beim Ignoramus stehen bleiben. — Mit großem Fleiß wurden die Lehrmeinungen zusammengetragen, mit Gründlichkeit wurde den Problemen nachgegangen. Wer sich für die Problematik der vorliegenden Frage interessiert, wird durch diese Arbeit angeregt und sie mit Gewinn zu Rate ziehen.

Fribourg.

Eugen Isele.

G. R. DE BEER, F. R. S., *Travellers in Switzerland*. Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, Londres, New York et Toronto, 1949. 584 p., 23 ill. hors texte, in-8<sup>o</sup>.

Comme un grand nombre de ses compatriotes, le professeur G. R. de Beer, de University College à Londres, est un vieil ami de notre pays, qu'il connaît jusque dans ses vallées les plus reculées pour y avoir fidèlement passé ses vacances pendant plus de vingt ans. La seconde guerre mondiale et l'isolement forcé de la Grande-Bretagne (et de la Suisse) l'obligèrent à renoncer, temporairement du moins, à ses voyages et à ses séjours sur le continent. C'est alors que, pour occuper de longues soirées passées dans un abri antiaérien ou, par la suite, au mess des officiers d'état-major de l'armée de Normandie, M. de Beer, qui avait troqué la robe du professeur universitaire contre l'uniforme de lieutenant-colonel, chercha dans la lecture de récits de voyage en Suisse un moyen de fuir la lourde et angoissante réalité quotidienne. Des barrières infranchissables l'empêchaient de venir dans nos régions; il y vint par l'imagination, en suivant les voyageurs du passé le long des routes helvétiques.

Mais en homme habitué au travail scientifique, il ne se contenta pas du seul plaisir que procure une lecture décousue. Il tint un compte méthodique de ses lectures et nota soigneusement les références bibliographiques, concernant les récits de voyages qui passaient entre ses mains. Ainsi se forma un fichier où sont représentés la plupart des voyageurs qui, au cours des siècles, traversèrent notre pays et laissèrent une relation imprimée de

leur voyage. Ainsi naquit l'ouvrage qui nous intéresse aujourd'hui, *Travellers in Switzerland*.

A vrai dire, cet enfant de la guerre ne se ressent pas trop des circonstances troublées qui ont provoqué sa naissance. Il se porte même fort bien, à en juger par les vingt-trois magnifiques planches qui illustrent le texte. Mais à feuilleter l'ouvrage de M. de Beer, nous ne tarderons pas à y découvrir d'autres richesses. Ainsi la première partie (pp. 1—467) rendra au chercheur, qu'il soit historien ou s'occupe de problèmes littéraires, des services précieux; il y trouvera une liste où sont classés chronologiquement tous les voyageurs dont M. de Beer a eu connaissance. Et le nombre en est considérable: du milieu du X<sup>e</sup> au milieu du XX<sup>e</sup> siècle, ils se suivent, rares pour les années du moyen âge, peu nombreux au XVI<sup>e</sup> et au XVII<sup>e</sup> siècles, en nombre considérable dès le début du XVIII<sup>e</sup>; provenant de la plupart des pays d'Europe et même d'Afrique du Sud, des Indes et du Japon, ils représentent toutes les classes de la société: princes et souverains, hommes d'Etat et généraux, moines et cardinaux, poètes, romanciers, historiens, peintres et sculpteurs, hommes et femmes du monde, petites gens sans profession connue, ils se suivent année après année et sillonnent notre pays. Nous pouvons les accompagner dans leurs pérégrinations, car M. de Beer a pris soin de placer à côté du nom de chaque voyageur son itinéraire de son entrée à sa sortie de Suisse.

Et ceci nous amène à la seconde partie de l'ouvrage, la section topographique (pp. 468—510). M. de Beer a établi pour une vingtaine de stations alpestres, la liste des voyageurs qui y passèrent. La consultation de ces listes ne manque pas d'être fort intéressante. Avant le milieu du XVIII<sup>e</sup> siècle, rares sont les audacieux qui se hasardent dans les vallées de nos montagnes. Les glaciers, les névés, les torrents et les précipices ne sont pas encore à la mode. On ne franchit les Alpes que par nécessité et non pas, comme ce sera le cas par la suite, avec le dessein de faire la connaissance de spectacles naturels grandioses.

La troisième partie du livre (pp. 511—584) est de nature bibliographique. Le lecteur y trouvera des indications sommaires mais suffisantes sur les carnets de route et les notes de voyages laissés par tous ceux qui visitèrent notre pays. Comme les voyageurs y sont classés alphabétiquement, cette troisième partie sert d'index à la première.

Mais, dira-t-on, l'ouvrage de M. de Beer, encore que précieux, ne doit point être d'une lecture attrayante. Certes *Travellers in Switzerland* est essentiellement un volume de référence, que plus d'un érudit feuillettera avec fruit. Néanmoins sa consultation ne manque pas d'intérêt ni même de charme. Dans la première et principale partie de son livre, M. de Beer a eu l'heureuse idée de faire suivre l'itinéraire de presque chaque voyageur de quelques lignes tirées du récit grâce auquel le voyage nous est connu: description naïve d'un site alpestre, amusante anecdote de voyage, jugement sommaire sur le pays et sur ses habitants, autant de notations rapides, qui

confèrent à l'ensemble de l'ouvrage un attrait tout particulier et le dépouillent de tout pédantisme. Ouvrez-le à la page 90: «Je rencontrai aussi, écrivait en 1790 la marquise de La Tour du Pin, un personnage célèbre, M. Gibbon, dont la figure grotesque me donnait une envie de rire que j'avais bien de la peine à maîtriser». Revenez à la page 43; le chevalier de Boufflers, qui visita la Suisse en 1764, se trouvait-il en ce coin de terre vaudoise que modestement ses habitants appellent le Milieu du Monde quand de sa plume glissèrent les lignes suivantes: «Il y a des endroits ici où un enrhumé peut cracher à son choix dans l'Océan ou dans la Méditerranée»? Et si vous sautez à la page 17, vous y trouverez un charmant quatrain qu'inspirèrent à un nommé Marc Lescarbot la ville de Lucerne et ses environs:

«Lucerne belle en soy et dedans son enclos,  
Mais hideuse au deuant, aux côtés, et à dos,  
Par le prochain aspect de ces Alpes chenuës,  
Et des monts qui par tout tiennent ses auenuës...».

\* \* \*

Un tel ouvrage, on le conçoit aisément, ne peut être complet. Les érudits relèveront sans doute l'absence de tel personnage qui leur est familier mais qu'ils sont peut-être seuls à connaître. Qu'importe! Tel qu'il est, le livre de M. de Beer constitue un instrument de travail d'un prix inestimable; dans l'histoire des voyages en Suisse il représente probablement le plus vaste effort d'analyse et de synthèse entrepris jusqu'à ce jour.

L a u s a n n e.

E r n e s t G i d d e y.

R. W. CHAMBERS, *Thomas Morus*. Deutsche Übertragung von Dr. J. E. Nenninger. Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1947. 483 S.

Auf den besonderen Wunsch der Redaktion weisen wir hier nachträglich auf ein Buch hin, dessen Ruhm längst im Munde aller ist, die die Forschungen zur Geschichte des nordeuropäischen Humanismus verfolgt haben. Zweifellos gehört es zu den bedeutsamsten Werken zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Es hätte in der Geschichte von More's Nachleben Epoche gemacht, auch wenn sein Erscheinen nicht zeitlich mit der Heiligsprechung zusammengefallen wäre (Erstausgabe London 1935). Was der Leser von den ersten Seiten an aufatmen läßt, ist die freie Luft echter kritischer Forschung und weiträumiger Orientierung, die er hier atmet und die ihn erhebt über das traditionelle Dilemma der älteren Biographik: über den Widerspruch zwischen einem sozialistischen Morusbild, das den echten Humor der Utopia zur politischen Satire verzerrte und alles todernst nahm außer dem ernstesten Märtyrer im Tower, und andererseits einer erbaulichen Hagiographie, die über den Tower-Szenen den Verfasser der Utopia vergaß und in der man die prickelnde Seeluft der Gespräche mit Erasmus vermißte. Das ist die Freude der ersten

Seiten: Lösung von der festgefahrenen Problematik einer alten Diskussion, deren Geschichte sich mit Hilfe des Verfassers zurückverfolgen läßt bis auf ihre konfessionellen Ursprünge im 16. Jahrhundert selbst. Ein erstes Kapitel, das eine kritische Darstellung des Morusbildes in seinem Werden durch die Generationen hin, von den Aufzeichnungen der nächsten Verwandten des Enthaupteten bis zu den Biographien des 19. Jahrhunderts gibt, gehört zu den ergebnisreichsten, überraschendsten Teilen des Werkes. Blickt man dann von den letzten Seiten des Buches zurück auf die ganze Darstellung, so kann man freilich die Frage nicht abweisen, die sich nun von neuem aufdrängt: gehört diese Darstellung nicht auf höherem Niveau doch auf die eine Seite der alten Kontrastreihe, auf diejenige der Hagiographie?

Wir glauben es nicht, möchten indessen nicht bestreiten, daß das Buch in aller Offenheit eine kämpferische Haltung zeigt, die sich gegen eine Morusinterpretation richtet, die den religiösen Gehalt dieses Humanistenlebens nicht ernst nimmt, also sowohl gegen die aufgeklärt-sozialistische Verflachung wie gegen die protestantisch-antikatholische Umdeutung. Hier hat man endlich wieder einen Morus in der Fülle seiner plastischen menschlichen Gestalt. Und die Impulse einer solchen Neuschöpfung sind echt wissenschaftliche. Chambers ist als Anglist an seine Aufgabe herangetreten. Nicht die lateinisch-humanistische Utopia der klassischen Reife, sondern die englischen Werke der Jugend und des Alters, insbesondere die großartigen Briefe, die Umgangssprache und der volkstümliche Witz des Londoner Richters: das sind die Dinge, die Chambers wohl zuerst und am tiefsten gefesselt haben. Die Werke des Morus in der Volkssprache, «The Workes of Sir Thomas More, wrytten in the Englysh tonge», die neben den Briefen auch die Jugendgedichte, die englische Übersetzung der vita des Giovanni Pico della Mirandola und andererseits die Kontroversschriften gegen die Haeretiker und die letzten Gebete und Traktate aus dem Tower enthalten, — dieses ganze Corpus von wenig bekannten und höchst bedeutsamen Dokumenten ist es, dem Chambers schon vor der Abfassung dieser Biographie die jahrelange Sorgfalt des philologisch verantwortlichen Neuherausgebers und Kommentators gewidmet hat und in deren Bereich seine unvergleichliche Kompetenz gewachsen ist. Die «English Works» waren seinerzeit von der Tochter des Morus, Margarethe Roper, und seinem Neffen, dem Buchdrucker und Juristen William Rastell gehütet, dann 1557 in der Periode Marias der Katholischen vom letzteren in London gedruckt und dann von der Nachwelt in Vergessenheit begraben worden; sie liegen nun seit 1931 dank der Fürsorge einer Reihe englischer Gelehrter, zu denen Chambers gehörte, wenigstens teilweise in einer Neuausgabe vor. Daneben hat Chambers auf urkundliche Quellen gegriffen, vor allem auf die «Letters and Papers, Foreign and Domestic, of the Reign of Henry VIII», die seit Jahrzehnten in einer sorgfältigen Edition bereitstanden.



Wenn einem so vorzüglichen Werk gegenüber, wie es diese Biographie darstellt, einige kritische Bemerkungen auch demjenigen erlaubt sind, der als Fernstehender die Fülle von kluger Arbeit nur ahnt, die hier geleistet worden ist, so würde vielleicht folgendes zu erwägen sein. Das eigentlich politische Leben, in dem sich Morus bewegte, erscheint in diesem Buch wie in einen leichten Nebel gehüllt, und Heinrich VIII. geistert etwas unberufen herum: seiner Gestalt ist nicht ganz das volle Maß der Liebe zuteil geworden, auf das auch er vor dem Forum der Historie Anspruch hat. Wenn zweitens Morus selbst die Biographie Picos della Mirandola übersetzte, so wäre der gleichzeitigen italienischen und florentinischen Gedankenwelt gegenüber, zu der auch Machiavelli gehörte, vielleicht etwas mehr Interesse angebracht gewesen, als ihr zuteil wird. Schließlich erscheint der spezifisch englische Humanistenkreis, zu dem Erasmus gehört, in diesem Werk mehr als biographischer Decor wie als wirkliche geistige Welt, an der Morus innerlich und wesentlich teil hätte. Chambers Interpretation der Utopia, der Nächstverwandten des Enkomion Morias, betont mit Recht die traditionellen, mittelalterlichen Elemente der Schrift, aber sie zeigt wenig Verständnis für das spezifisch Humanistische. Der Anglist erweist sich in all diesen Dingen mehr als Historiker der englischen Sprache als des englischen Geistes, sofern sich dieser Geist eben auch lateinisch und im Sprachkleid des Humanisten ausdrückte. Es läßt sich denken, daß dem traditionellen Kirchenglauben des Morus nicht nur sein volles Recht, sondern erst seine eigentlich historische Interpretation hätte zuteil werden können, wenn man diesen Glauben in seiner neuen spezifischen Prägung erkannt und Morus nicht nur als Erben der Vergangenheit, sondern als Zeitgenossen sowohl des Erasmus wie des Loyola gerade in religiöser Hinsicht erkannt hätte. Hier hätte dann die Berufung des Morus auf den Entscheid seines Gewissens, die in seinen späten Briefen eine so erstaunliche Rolle spielt und einen höheren Grad der Bewußtheit erreicht als in irgendeinem seiner Zeitgenossen, gründlich diskutiert und in die spezifischen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge eingeordnet werden müssen. Von diesem Punkte aus hätte sich dann Morus eben so scharf von der bloßen Tradition wie von der neuen Autorität etwa des Schriftprinzips abgehoben. Sein humanistischer Katholizismus hätte die ihm zukommende, moderne Note bekommen. Aber auch diese Erörterung lag sowohl dem Sprach- wie dem Literaturhistoriker etwas fern. Dafür beschenkte Chambers den Leser mit einer so geistvollen und frisch dahersprudelnden, gedankenvollen Schilderung, daß unser Dank alle kritischen Erörterungen überwiegt.

Schließlich sei der sorgfältigen Arbeit des Übersetzers, Dr. Nenningers, gedacht, eines Schülers des Verfassers, der in wohlüberlegter, jahrelanger Mühe im deutschen Text lieber den vollen Ideengehalt der Sätze seines verstorbenen Lehrers wiedergeben als in einer leichteren Linie des Satzbaues die voreilige Sympathie des Lesers gewinnen wollte.

RICHARD NEWALD, *Erasmus Roterodamus*. Verlag Erwin Burda, Freiburg im Breisgau, 1947, 392 S.

Es war zu erwarten und dringend zu hoffen, daß mit dem Abschluß der Allenschen Briefausgabe eine neue Zeit für die Erasmusbiographie anbrechen werde. Nun ist es Frau Helen Mary Allen in Oxford im vorvergangenen Jahr vergönnt gewesen, das Erscheinen des elften Bandes zu erleben, der mit dem Todesjahr des Erasmus und dem 3141. Brief der Ausgabe abschließt, nachdem die Mitherausgeberin mit ihrem Gatten im Jahr 1893 das große Editionswerk begonnen hatte. Die vorliegende Biographie Richard Newalds ist nun meines Wissens die erste, die aus dem Reichtum dieses vollständigen Briefmaterials, dessen Edition längst zum Vorbild geworden ist, schöpfen konnte. Der Verfasser hat indessen nicht nur diesen glücklichen Moment abgewartet und um seinetwillen geschrieben, sondern durch ein reiches eigenes Lebenswerk die Voraussetzungen mitgebracht, ohne die man sich nicht an das große Thema wagen durfte. Die beiden letzten Bände der Briefausgabe standen ihm übrigens während der eigentlichen Arbeit noch nicht zur Verfügung. Glücklicherweise hat er sich auch gar nicht vorgenommen, das zu schreiben, was der Verlag auf dem Umschlag ankündigt: die «maßgebliche Erasmusbiographie». Er schreibt vielmehr «aus der Erkenntnis heraus», daß auch mit dieser Darstellung «nichts Abschließendes geboten werden kann, daß jede Zeit verpflichtet ist, sich ihren Erasmus zu erobern, d. h. das aus seinem Wesen und Wirken zu gewinnen, dessen sie besonders bedarf» (S. 9 f.). Schon diese Einstellung drängte offenbar den Verfasser zu einer Akzentuierung, die auch von den Schwächen der bisherigen Literatur und durch die Publikation der jüngsten Briefbände gefordert wurde: es mußte einmal der ältere Erasmus herausgearbeitet werden, nicht mehr der junge humanistische Ästhet, nicht der Kritiker der Zeit, der Spötter über die Mißbräuche in Kirche und Gesellschaft, auch nicht der angeblich unsicher gewordene sogenannte Vermittler zwischen den konfessionellen Kampfparteien, sondern diejenige Gestalt, die man ruhig den klassischen Erasmus nennen kann: der Hüter eines Schatzes einfacher sittlicher und christlicher Grundwahrheiten, der Verteidiger eines geistigen Patrimoniums gemeineuropäischer Überzeugung, die es durch die kriegerischen und konfessionellen Krisen seiner Zeit hindurch zu retten galt. Vielleicht bedauert man es, daß bei dieser Fragestellung das herrlichste Werk des Erasmus, das Enkomion Morias etwas in den Schatten geraten ist und daß auch die Ideen der Colloquien nicht dominieren. Aber gerade über diese Themen hat Huizinga so Vorzügliches gesagt, daß es nicht lockte, hier einen Wettstreit aufzunehmen. Derjenige Erasmus aber, der nicht nur in seiner Zeit vom Lärm des Parteikampfes überschrien, sondern auch in der Historiographie lange übersehen worden ist: der Erasmus nach 1520, kommt in Newalds Darstellung nun zu seiner vollen plastischen Entfaltung. Man hätte ihn in seiner ungebrochenen europäischen Auswirkung, nach den einzelnen Ländern zeigen können: das hätte den Rahmen biographischer

Erzählung für ein breiteres Publikum gesprengt; Newald zog vor, auch diesen Erasmus als Individuum zu schildern auf Grund von Briefen und Schriften. Dies gibt nun dieser Arbeit einen sozusagen landschaftlichen Akzent: Erasmus am Oberrhein, Erasmus in Basel und in Freiburg. Aber zugleich kommen gewisse Teile im Lebenswerk des Rotterdammers besser zur Geltung als in irgendeiner andern Biographie: die Auseinandersetzung mit dem Ciceronianismus, die Sprach- und Erziehungslehre, die Wiedererweckung der patristischen Literatur, die Teilnahme an der innerkirchlichen Reform der Zeit Pauls III. Was in dieser Darstellung etwas zu kurz kommt, ist der geistesgeschichtliche Hintergrund für die spätere Zeit. Besonders Frankreich bleibt blaß. Weder Budé noch Rabelais finden ihren gebührenden Platz. Aber Newald hat unter schwierigen Umständen arbeiten müssen, so daß ihm nicht nur Nebensachen, sondern auch Hauptwerke zur Erasmusforschung wie die *Etudes Erasmiennes* Augustin Renaudets (Paris 1939) entgangen sind. Das Hauptziel, das sich die Darstellung setzt, Erasmus in das lebendige Bewußtsein der jetzt lebenden deutschen Leserschaft zurückzurufen und die obligat gewordenen Verzeichnungen und Fehlerurteile der konfessionellen Geschichtschreibung verschiedener Oboedienzen zu korrigieren, vermag es zweifellos zu erreichen bei denen, die zu lesen und zu hören gewillt sind.

Basel.

Werner Kaegi.

ERNST WALDER, *Der Condottiere Walter Roll von Uri und die Beziehungen zwischen der Innerschweiz und Italien in der Wende zur Gegenreformation 1551—1561*. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1948. 280 S.

Das kleine Uri war im 16. Jahrhundert, näher in der entscheidenden Wendezeit von der Reformation zur Gegenreformation, mit einer erstaunlichen Reihe außerordentlich begabter Persönlichkeiten beglückt. Die Beroldingen, Beßler, a Pro, Roll, Schmid, Silenen, Tanner, Zumbrunnen, Zwyer, ohne die zweiträngigen Namen anzuführen (die Arnold, Hofer, Jauch, Gisler, Grüniger, Imhof, Kuon, Püntener, Stricker, Troger) — wo in aller Welt fanden sich in einem ähnlichen Miniaturstaat Männer gleicher Prägung in dieser Zahl gleichzeitig zusammen? Ihnen vor allem, dann auch der geographischen Lage Altdorfs am Eingang der Route nach Italien und seiner Bestimmung als Residenz des päpstlichen Nunzius, verdankte das kleine Bergland am Vierwaldstättersee seine Bedeutung im eidgenössischen Bunde in der zur Diskussion stehenden Epoche. Eine Bedeutung, die weit über das hinausging, was Uri auf Grund seiner Bevölkerungszahl und seiner materiellen Güter hätte beanspruchen können. Nirgends zeigte sich das eindrucklicher als während der dritten Nunziatur Volpes, als Uri mit Nidwalden die ablehnende Stellungnahme der V Orte in der Frage des Genferbündnisses bestimmte. Uri war es auch, das um die Jahrhundert-

mitte zuerst und am eindeutigsten gegen das französische Bündnis und das Abhängigkeitsverhältnis von Frankreich aufbegehrte.

Einem der führenden Männer Uri nicht nur, sondern der eidgenössischen Politik der Zeit überhaupt, geht Walders Buch nach. Als der Altmeister der ernerischen Landesgeschichte und gründliche Kenner der Gegenreformation, Dr. Wymann, das Werk Walders zu Gesicht bekam, fragte er sich erstaunt, ob es sich um einen Roman handle, oder ob der Verfasser sich sein Werk aus den Fingern gesogen hätte, weil er mit dem Urner Staatsarchiv auch nicht eine Zeile gewechselt hatte. Auf den ersten flüchtigen Blick zwischen die Buchdeckel hingegen lautete sein Urteil, es liege eine gründliche Arbeit vor — und das will bei Mgre. Wymann etwas heißen! Und tatsächlich, glücklicher Ritter Roll, der einen solchen Biographen gefunden! In greifbarer Plastik, mit knappen Strichen — die prägnanten Formulierungen sind ein Vorzug Walders! — läßt der Verfasser seinen «Helden» erstehen: Einen wahrhaftigen Renaissancemenschen von starker Vitalität und unbändiger Tatenlust. «Wie ein Staat hat er seine Agenten und Gesandten. Wie eine staatliche Obrigkeit stellt er ihnen seine Instruktionen aus.» In der Tat, dieser Roll verdiente in seiner Art den Titel Schweizerkönig nicht viel weniger als Ludwig Pfyffer. Vielleicht, weil die Größe Rolls auf politisch-diplomatischem Gebiete lag, ist der Titel des Buches mit «Condottiere» nicht sehr glücklich gewählt. Denn zum «Condottiere» langte der einzige und dazu unblutige Auszug des Ritters im Jahre 1574 nach den Niederlanden im Dienste Albas doch kaum. Ihm lag mehr der Verkehr mit Fürstenhöfen und diplomatisches Spiel und Intrige. Das Bild des Obersten ist im ganzen nicht unsympathisch. Als Charakter steht Roll, dem die Freiheit und Unabhängigkeit der Kantone und die Treue zum angestammten Glauben über alles ging, dem gefeierten Innerbündler Melchior Lussy jedenfalls nicht nach. Und wenn er mit seinem Landsmann Hans Zumbrennen, dem Volpe als schönste Zierde nachrühmte, daß er keinem Fürsten verpflichtet sei, an Selbstlosigkeit und Lauterkeit der Gesinnung auch nicht zu vergleichen ist, er trug doch niemals seine Dienste für Geld zu Markte, was sich besonders in seiner unentwegten Gegnerschaft zum Franzosenkönig und dessen Hörigen in der Schweiz zeigte. Merkwürdig, aber nicht unerklärlich bleibt die Tatsache, daß Roll während der Verhandlungen im Genferhandel weder im Kanton noch in der V- oder VII-örtischen Politik die Rolle spielte, die ihm zugefallen wäre. Gelegentlich dürfte Walder Rolls Bedeutung wohl etwas zu stark betonen, so wenn er ihm beim Locarnerhandel die Hauptschuld oder das Hauptverdienst — je nach Standpunkt handelt es sich um das eine von beiden — an seinem Ausgang zuschreibt, während doch wohl Gilg Tschudi die treibende und bestimmende Kraft war. Wenn Walder an einem Orte (155) auf die Tatsache hinweist, daß die Katholiken bei diesem Handel ihr Ziel mit rücksichtsloser Entschiedenheit verfolgten, während die Glaubensgenossen der evangelischen Gemeinde unentschlossen waren, so ist in diesem Zusammenhang zu be-

merken, daß die Katholiken bei ihrem Vorgehen sich eben auf den Kappeler Frieden berufen konnten.

Walder besitzt alle Voraussetzungen zu einem Historiker. Seine Arbeit stützt sich auf eine gewissenhafte Benutzung umfassend herangezogener Quellen. Er ist ein Meister guter Übersichten und Charakterisierungen ganzer Zusammenhänge. Immer schildert er Einzelvorgänge auf dem Hintergrund weltgeschichtlicher Ereignisse. Dabei ist er doch auch im kleinen durchaus zuverlässig; wir verweisen dafür auf seine wertvollen Untersuchungen der Parteibildungen in den V Orten. Kleine Unachtsamkeiten stilistischer Art fallen bei dieser Gesamtlage nicht allzuschwer ins Gewicht, so etwa wenn der Verfasser den Ausdruck «naheliegender» statt näherliegend braucht, oder wenn er die Gänse, die «a bevere» geführt werden (92) zum Trog (statt zur Tränke) trotten läßt. Das italienische «pretaria» würde wohl auch besser mit Klerisei oder Priesterherrschaft oder Priesterschaft statt mit «Priesterei» übersetzt. Als technischen Mangel bewerten wir es, wenn Walder unnötigen Ballast mitschleppt [so die Wiedergabe deutschsprachiger zeitgenössischer Zitate (in einer Darstellung!) mit allen Konsonantenverdoppelungen]. S. 235<sup>428</sup> fehlt der Fundort des Zitates. S. 25<sup>29</sup> ist ein Zitatteil ausgefallen. Eine Numerierung der Fußnoten nach Kapiteln wäre der fortlaufenden für das ganze Buch, wobei man auf Fußnote 612 kommt, vorzuziehen gewesen. Für einzelne Zitate hätte der Verfasser auf unseren Dokumentenband II zur Nunziatur Volpe (1946) verweisen müssen, während er aus uns unerfindlichen Gründen den Band nicht zu kennen scheint. Zu beanstanden ist der Umstand, daß Walders prächtiges Buch kein Namenverzeichnis besitzt.

Tr u n s.

K a r l F r y.

ROBERT BÜTLER, *Nationales und universales Denken im Werke Etienne Pasquiers*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 30. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn, 1948.

Conçu primitivement comme une contribution à l'antimachiavélisme en France, le travail de M. Bütler a été élargi en une étude sur la pensée «nationale» et «universelle» d'Et. Pasquier, historien-juriste français de la période de transition entre le 16<sup>e</sup> et le 17<sup>e</sup> siècle. Plutôt que de rechercher les origines et les sources de la pensée politico-juridique de Pasquier et de reconstituer la filiation de ses théories — théories qui n'offrent d'ailleurs qu'un intérêt limité —, l'auteur a fait une apologie des idées de cet érudit-philosophe dont il adopte l'attitude foncièrement dogmatique. En effet, Pasquier apparaît, à certains égards, comme un représentant attardé de l'«augustinisme politique» par sa théorie sur l'origine divine du pouvoir et sur la fonction ministérielle du prince, ainsi que par sa conception providentialiste de l'histoire, conception que Bossuet reprendra un siècle plus tard. Cette interprétation téléologique de l'histoire se recouvre avec le

nationalisme de Pasquier dont l'universalisme nous paraît, de ce fait, singulièrement rétréci, ainsi qu'en témoigne, par exemple, son incompréhension de la culture italienne. Dans sa recherche de la «meilleure police», on sent l'influence de Platon, à qui Pasquier reprend le schéma, demeuré classique jusqu'à Montesquieu, des trois régimes auxquels le légiste du 16<sup>e</sup> siècle ajoute la monarchie parlementaire (dans le sens français, bien entendu). Mais il n'y a rien de libéral, de «démocratique» dans la pensée de ce contemporain de Bodin et de Montaigne, comme le prouve ce jugement qu'il porte sur les Etats-généraux: «C'est une vieille folie qui court en l'esprit des plus sages Français qu'il n'y a rien qui puisse tant soulager le peuple que de telles assemblées: au contraire, il n'y a rien qui lui procure plus de tort...» (cité p. 78).

La partie la plus intéressante de l'ouvrage de M. Bütler est le chapitre consacré à l'antimachiavélisme de Pasquier. Cependant, il aurait fallu expliquer ici que l'espèce d'aversion qu'inspirait Machiavel aux Français de la fin du 16<sup>e</sup> siècle — à Bodin (qui s'en est d'ailleurs beaucoup inspiré), à Gentillet, à Pasquier, etc. — provient de ce que ces auteurs écrivaient dans l'atmosphère douloureuse de la guerre civile; c'est là surtout, comme l'a montré Antonio Panella («*Gli Antimachiavellici*», Florence, 1943), ce qui a contribué à les rendre injustes à l'égard de Machiavel qui, pour les Français d'alors, était le grand corrupteur de la vie publique. C'est la politique de l'absolutisme sans frein qu'ils condamnaient, en la déclarant machiavélique. «Le malheur de notre siècle aujourd'hui, écrivait Pasquier, est tel que pour acquérir réputation d'habile homme, il faut machiaveliser» (cité p. 106). Avocat à la Cour des Comptes et catholique ardent, il était naturel que Pasquier défendît le principe de la *légalité* contre celui du «bon plaisir» des autocrates. A la maxime absolutiste-machiavélique: «Pour autant que je le veux, il est juste», le prince chrétien doit opposer la maxime: «Pour ce qu'il est juste, nous le voulons» (cité p. 68). Cette conception de la justice, inspiratrice des vrais rois, est également d'origine médiévale et platonicienne; il faut la rattacher à la longue lignée des traités «*De regimine Principum*», auxquels Machiavel opposa son «*Principe*», où il décrivait la conduite *véritable* des souverains. Pasquier est le chaînon qui relie les théoriciens médiévaux du roi juste à la «*Politique tirée des propres paroles de l'Écriture sainte*» de Bossuet.

Genève.

S. Stelling-Michaud.

*De la cause de la pesanteur.* Mémoire de Nicolas Fatio de Duillier présenté à la Royal Society le 26 février 1690, reconstitué et publié avec une introduction par Bernard Gagnebin. Notes and Records of the Royal Society, Vol. 6, n<sup>o</sup> 2, Londres 1949, pp. 105—160.

Né à Bâle en 1664, bourgeois de Genève depuis 1678, l'astronome et physicien Nicolas Fatio de Duillier rappelle le vaudois J.-Ph. Loys de

Cheseaux (1718—1751) par sa précocité: à dix-sept ans, il entretient une correspondance avec J.-D. Cassini, le directeur de l'Observatoire de Paris; à vingt-quatre ans, il est membre de la Royal Society. Comme Loys, il se détournera de la recherche scientifique pour scruter les prophéties contenues dans l'Écriture. Il est vrai que Loys mourut prématurément tandis que Fatio atteignit l'âge de quatre-vingt-neuf ans. Il séjourna en Hollande et surtout en Angleterre, où il acheva sa longue vie, non sans avoir subi quelques persécutions pour ses opinions hétérodoxes, inspirées des camisards et prophètes cévenols.

Fatio était en relation avec les savants les plus illustres: Leibnitz, avec lequel il se disputa, Jacques Bernoulli, Huygens, Newton qui, lui aussi, attachait beaucoup plus d'importance à ses commentaires sur l'Apocalypse qu'à la gravitation universelle. Fatio a étudié la lumière zodiacale, perfectionné le travail des verres de télescopes, cherché à déterminer la hauteur de plusieurs montagnes et à dresser la carte du Léman, inventé — ce qui était fort intéressant pour l'horlogerie — un moyen de percer les rubis. Une question occupe une grande place dans ses méditations scientifiques: la cause de la pesanteur. Il composera même, sur ce sujet, un poème en vers latins, dans le style de Lucrèce. Le 26 février 1690, il présentait à la Royal Society une communication en français sur son explication de la pesanteur. Deux ans plus tard, dans une lettre à Huygens, il déclare en avoir égaré le manuscrit. Il le retrouve dans la suite mais ne le publie pas.

Après la mort de Fatio, G.-L. Lesage, professeur de sciences physiques à l'Académie de Genève, racheta ses papiers qui remplissaient une caisse, mais parmi lesquels on ne retrouva aucun des trois manuscrits sur la pesanteur dont leur auteur avait signalé l'existence. Lesage n'était guère moins original que Fatio: il a laissé vingt-cinq mille fiches, matériaux d'une vingtaine d'ouvrages inachevés, écrites sur des dos de cartes à jouer. Lesage légua ses propres papiers, auxquels étaient mêlés ceux de Fatio, à son ami Prevost, comme lui professeur de physique à l'Académie. En 1811, Prevost en fit don à la Bibliothèque de Genève où ils sont demeurés, plus d'un siècle, enfouis dans cinquante-cinq caissettes. En 1945, en classant les papiers de Lesage, on découvrit un cahier, de la main de Fatio, intitulé *De la cause de la pesanteur*. Ce texte contient l'essentiel de la théorie de Fatio. On retrouva, en outre, quelques fragments des autres rédactions plus détaillées.

Nous devons à Monsieur Bernard Gagnebin, conservateur des manuscrits à la Bibliothèque publique et universitaire de Genève, la publication de ce mémoire, précédé d'une introduction captivante et suivi de deux lettres d'Huygens, en partie inédites.

Newton et Huygens avaient cherché, chacun de son côté, à expliquer les propriétés de la lumière: le premier lui attribuait une structure corpusculaire; le second la faisait resulter d'un mouvement ondulatoire parcourant l'éther. Pour rendre compte de la pesanteur, Fatio s'inspire des conceptions

de ces deux génies: il a recours à l'hypothèse d'une matière extrêmement raréfiée — une sorte d'éther — dans laquelle baigne notre globe et dont les particules seraient agitées en tous sens.

L a u s a n n e.

C l a u d e S e c r e t a n.

PAUL WESCHER, *Die Romantik in der Schweizer Malerei*. Mit 71 Illustrationen. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1947.

Es ist gewiß ein lockendes Unterfangen, dem Wehen des romantischen Geistes einmal anhand eines örtlich und zeitlich beschränkten Sachgebietes nachzuspüren. Die Schweizer Malerei ist allerdings nicht der Boden, aus dem die europäische Strömung der Romantik am Anfang des 19. Jahrhunderts besonders unvergängliche Blüten getrieben hätte. Die vorliegende Untersuchung will denn auch weniger eine formalgeschichtliche Entwicklung des romantischen Sehens und seiner Manifestationen auf dem Gebiet der Malerei zeigen, sondern sie ist gleichsam eine Ideengeschichte der Romantik, illustriert mit Werken der Malerei, welche die typisch schweizerischen Brechungen dieses internationalen Ideengutes spiegeln sollen.

Der Verfasser sammelt, ohne dem utopischen Ziel der Konstruktion einer «Schweizerischen Romantik» zu verfallen, in aller Bescheidenheit einen Stoff, der es wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er deckt, vielleicht etwas zu einseitig an bekannten literarischen Erscheinungen orientiert, den übernationalen Grundstrom romantischer Anschauungen auf, zeigt dann, wie die religiös-historisierende Thematik der Nazarener auf dem Weg über Rom verschiedene Schweizer Künstler beeinflusst, wobei allerdings die sehr sorgfältig gewählten Illustrationen eingehende stilistische oder formale Würdigungen ersetzen müssen. Die Geschichte dieser Berührungen von Nazarenern und Schweizer Malern erbringt recht deutlich den Nachweis, daß die Ideenmalerei der Romantik, gebrochen durch das Prisma einer typisch schweizerischen Mentalität, in den besten Werken der Schweizer als satirisch-ironische Illustration erscheint (Usteri, David Heß, C. Mezger, R. Töpfer).

Die wichtigsten Ergebnisse des Buches sind jedoch im Kapitel über «Die Romantik in der Schweizer Alpenmalerei und ihr geognostischer Ursprung» zu finden. Es gelingt hier dem Verfasser, in gedrängter Zusammenschau eine Brücke zu schlagen, die von der Vedutenmalerei der Kleinmeister des 18. Jahrhunderts hinüberführt zur visionären, aus einem «pandämonischen Glauben» entstandenen Alpenlandschaft eines J. A. Koch. Als Fundament dieser Brücke dürfen wir die dynamischen Erdentstehungstheorien der Zeit ansprechen, die den Maler auf die gesetzmäßige Struktur der Erde hinwiesen und gleichzeitig die Natur magisch belebten. Die eigentlichen Brückenbauer sind unter andern C. Wolf, J. U. Schellenberg, J. J. Biedermann und der junge Gottfried Keller. Zu einer neuen Richtung der Alpenmalerei, wie sie im Werk eines Diday oder Calame erscheint, führen die



Werke der schon unter Kochs Einfluß stehenden Schweizer Fr. Salathé und S. Birmann. Den Ausklang des Buches bildet ein Hinweis auf die mannigfachen Ausdrucksformen der Biedermeierromantik in der Schweizer Malerei.

Ein reichhaltiges Literatur- und Künstlerverzeichnis erleichtert die Benützung dieses Werkes, das besonders dem Historiker recht wertvolle Aufschlüsse geben kann über die Spiegelung bekannter Geistesströmungen im Gebiet der Schweizer Malerei, die ja gerade in bezug auf die Epoche der Romantik auch von der kunstgeschichtlichen Forschung bisher eher als Stiefkind behandelt worden ist.

S c h a f f h a u s e n.

H a n s S t e i n e r.

ALEXANDRE VINET, *Lettres*. Avec un répertoire de toutes les lettres recueillies dans les Archives Vinet, par *Pierre Bovet*, Professeur honoraire de l'Université de Genève. Vol. I (1813—1828), Vol. II (1828—1837), Vol. III (1837—1843); Vol. IV en préparation. Publication de la Société d'édition Vinet, V<sup>e</sup> série. Payot, Lausanne 1947—1949.

Quelque deux mille lettres de Vinet nous ont été conservées. Elles sont déposées (soit les originaux, soit des copies) à la Faculté de théologie de l'Eglise libre à Lausanne, sous le nom: archives Vinet. Chacun peut les y consulter librement.

Les lettres conservées par Charles Monnard ont été publiées dès 1858 par le périodique: «*Le Chrétien évangélique*»; en 1882, Eugène Rambert et Charles Secretan faisaient connaître un choix d'environ deux cent trente lettres; d'autres missives ont paru, soit dans des revues ou des périodiques, soit dans les Introductions aux diverses Oeuvres publiées par la Société d'édition Vinet.

On aurait pu rêver d'une édition complète de la correspondance de Vinet, mais une telle entreprise aurait coûté très cher et n'aurait peut-être pas trouvé un nombre suffisant de lecteurs; on s'est arrêté à l'idée d'un choix.

M. Bovet nous avertit du critère choisi: «Prendre... tout ce qui nous aide à comprendre Vinet: ses faits et gestes, ses publications, sa façon de sentir et de réagir aux événements, ses jugements sur ce qu'il voit et ce qu'il lit». (Vol. I, p. vii).

La méthode employée est heureuse: M. Bovet a commencé par établir un répertoire de toute la correspondance existante. Le répertoire donne à chaque lettre un numéro d'ordre, mentionne la date et le nom du destinataire, le domicile de l'original et de la copie, les citations ou les publications éventuelles et une brève analyse de la lettre, parfois un extrait plus ou moins prolongé. Chaque volume comprend, pour les diverses périodes de la vie de Vinet: une chronologie, le texte des lettres retenues, le répertoire de toutes les lettres écrites durant la période envisagée, une bibliographie et l'index des noms propres.

Sur les 1618 lettres recensées pour les trente années allant de 1813 à 1843, cinq cents environ ont été publiées, dont trois cent vingt sont totalement ou partiellement inédites.

Le premier volume renferme d'abord les lettres de l'étudiant, brusquement désigné pour enseigner la langue française au Gymnase de Bâle; la correspondance est centrée sur le Pays de Vaud, Leresche pasteur à Longirod et Marc Vinet père sont les principaux destinataires. Le jeune régent est dépaysé à Bâle, il jouit de fort peu de prestige et ses collègues d'Outre-Rhin le toisent de haut. Le Réveil religieux suscite chez lui beaucoup de méfiances; l'étroitesse intellectuelle de ses représentants le heurte; pourtant, son jugement devient plus nuancé quand il apprend à connaître, par exemple, les cercles qui gravitent autour de la Maison des Missions de Bâle. En 1820, il est nommé Professeur à l'Université, sa situation matérielle et sociale s'améliore. Sa pensée sans cesse en mouvement s'attaque au problème des rapports de l'Eglise et de la Société civile; son *Mémoire sur la Liberté des Cultes*, paru en 1826, rend son nom célèbre dans des cercles étendus du protestantisme français.

On pourrait intituler le second volume: Vinet et les troubles de 1830. C'est d'abord le procès de presse que le gouvernement vaudois lui intente ainsi qu'à Monnard; il est à ce moment le champion de la liberté. Mais le spectacle des révolutions française, suisse et même belge l'effraie. « Je me demande si par hasard je ne serais pas devenu illibéral; je ne puis le croire; et cependant la liberté que je vois fêter me paraît fort laide, souvent très niaise et même très méchante... » (Lettre à Scholl, 28 septembre 1831, N° 539). Il faut aussi lire la lettre du 28 octobre à Ch. Monnard, où il déplore la rupture entre le passé et l'avenir et exprime ses craintes des théories qui ne sont pas encore devenues de l'histoire, qui n'ont pas d'antécédents ni de souvenirs (Lettre N° 462). Si Vinet prend parti chaudement pour la cause citadine dans le conflit entre Bâle Ville et Bâle Campagne, ce n'est pas seulement pour remplir un devoir de courtoisie à l'égard de ses hôtes; il suit là un appel de sa propre nature aristocratique. C'est cette nature qui le sépareit de Drucey, pour lequel il éprouvait beaucoup d'estime.

Dès 1831, Vinet devient l'un des collaborateurs de la revue protestante française, le *Semeur*, dont il suit avec sollicitude les progrès et les réactions (voir les lettres N° 514 à Scholl, du 25 mai 1831 et du 14 mai 1834 à Lutteroth, Directeur du Semeur, N° 714). Le Semeur lui sert de tribune d'où il proclame ses idées et présente les écrivains modernes. Il aime cette situation indépendante de toute école littéraire et politique, cette indépendance aussi à l'égard de toute Eglise, comme il aime sa tâche pédagogique; c'est pourquoi il refuse de céder aux sollicitations de ceux qui voudraient l'appeler à Paris, à Montauban, à Genève. Et s'il accepte en 1837 de remplacer le Professeur Alexandre Leresche à la chaire de théologie pratique de l'Académie de Lausanne, ce ne sera ni sans tremblements, ni sans dé-

chirement, ni sans des regrets qui sans cesse lui reviendront. La dernière lettre du second volume, adressée au conseiller bâlois André Heusler fait connaître quels liens s'étaient tissés, depuis 1817, entre le professeur de français de l'Université et l'élite de l'aristocratie bâloise.

Le séjour de Vinet à Lausanne, dont témoignent les lettres des volumes III et IV, fut tout rempli de travaux et de peines. La correspondance devient toujours plus intense et s'adresse à des cercles toujours plus vastes; les principaux correspondants sont Thomas Erskine, Emile Souvestre, Rodolphe Töpfer, Samson Vuilleumier, pasteur français de Bâle et futur pasteur et professeur à Lausanne, puis les collègues lausannois: Juste Olivier, Samuel Chappuis, Charles Secretan à qui Mme Vinet et son mari prodiguent des conseils paternels. Chaque missive est ciselée; elle dit nettement et presque toujours clairement ce qu'elle veut dire; chacune est un chef d'œuvre de composition et de style, tout en restant personnelle et souvent familière. A cette correspondance s'ajoutent les publications; c'est pendant cette période que paraissent les *Essais de Philosophie morale*, une nouvelle édition des *Discours, l'Essai sur la manifestation des convictions religieuses*. La collaboration au *Semeur* continue (Lutteroth se plaint même des *errata* dont Vinet abuse, Lettre N° 1614, à Hornung, du 17 juin 1843).

Naturellement, l'auteur de la «*Liberté des Cultes*» ne peut assister indifférent à la discussion sur la Loi ecclésiastique vaudoise de 1840; il entre en lice passionnément, et gravement; il n'est pas suivi. La loi votée par le Grand Conseil lui paraît absolument fausse, il ne peut pas continuer à présider la Commission ecclésiastique, il demande d'être radié du rôle des ministres de l'Eglise nationale vaudoise, tout en restant professeur à l'Académie. «*Je suis sorti sans hésiter... ma raison principale est le besoin d'une position vraie. Je ne veux pas que personne puisse avec apparence me nier le droit de parler et d'écrire contre une union que j'attaque avant tout comme irreligieuse et antichrétienne*» (Lettre à Paul Appia, du 12 avril 1841, N° 1308).

La souffrance n'épargnait pas Vinet: sa santé était toujours plus déplorable; en avril 1838, il perdait son aînée, sa seule fille, Stéphanie, âgée de 18 ans. Quelques jours plus tard, cet homme si considéré, qui jouissait d'une autorité incontestée, écrivait à son ami Charles Scholl deux lettres (publiées en 1937 dans la *Revue de Théologie et de Philosophie*), reproduites dans les volumes que nous annonçons: deux lettres douloureuses, découragées, révélant toute l'humanité de ce géant de la foi et de la pensée.

S'il faut ici formuler un regret, c'est que le choix des lettres soit si restreint, surtout pour cette période. En particulier, on déplore l'absence des lettres à Louis Burnier, écrites au cours de la campagne de presse pour une Eglise autonome. Cette correspondance a été publiée par la *Revue de théologie* de Montauban en 1913, mais cette revue est d'un accès assez difficile. On pourra répondre que la pensée de Vinet nous est connue par les

nombreux articles et discours reproduits dans les deux volumes: *Questions ecclésiastiques* (parus en 1945 et 1946), mais les lettres à Louis Burnier auraient permis de mieux comprendre certains épisodes de la lutte.

Quant au IV<sup>e</sup> Volume, à paraître, on se réjouit à la pensée qu'il contiendra les lettres datées de 1845, 1846, 1847, les années de la Révolution radicale, de la scission du clergé et de la constitution de l'Eglise libre. On ose espérer que la grande majorité des lettres pourra paraître *in extenso*.

Il ne faut pas chercher des révélations sensationnelles dans ces volumes de lettres; l'image traditionnelle de Vinet, telle que Rambert nous l'a fixée, ne subit guère de modifications essentielles: quelques nuances, quelques traits un peu accentués, d'autres plutôt atténués. Mais Vinet demeure, avec sa conscience presque maladivement sensible, sa hantise de la perfection; aussi avec son humour, surtout dans les premières années, avec sa fidélité dans ses affections. Ce qui par contre, est infiniment précieux, c'est d'entendre un témoin et quel témoin! intelligent, indépendant, perspicace! nous parler des événements et des hommes de la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle, époque qui constitue comme l'enfance de notre Suisse moderne.

Les lettres de Vinet ont leur place dans les bibliothèques des historiens suisses.

Cully.

R. Centlivres.

L. B. NAMIER, 1948: *The Revolution of the Intellectuals*. The Raleigh Lecture on History... 1944. From the Proceedings of the British Academy, volume XXX, London, Geoffrey Cumberledge, First printed 1946, second impression 1947, 124 p.

Der Verfasser, der in Manchester lehrt und den man als scharfsinnigen Kritiker der «Coloured Books» zur diplomatischen Geschichte unseres Jahrhunderts kennt, hat hier eine Studie zur Ideengeschichte der Revolution von 1848 gegeben, die sich ebenso sehr durch ihre ausgebreitete Kenntnis der weniger bekannten Vorgänge und Ideen in Polen, in Böhmen und Ungarn auszeichnet, wie durch eine innere Distanzierung vom geistigen Erbe des Revolutionsjahres, das noch so breite Schichten der Jubiläumsliteratur des vergangenen Jahres im In- und Auslande fast unkritisiert beherrscht hat. Während man im Eifer der Konversion zum Beispiel in Deutschland gelegentlich aus der früheren Ironisierung der Achtundvierziger jetzt plötzlich in die volle Glorifizierung verfallen ist, versteht es der kühle englische Beobachter, der die deutschen Quellen zu jener Zeit so sicher beherrscht wie diejenigen des Habsburgerreiches und seiner eigenen einstigen osteuropäischen Heimat, den unauflöselichen Nexus demokratisch-revolutionärer und nationalistisch-imperialer Ideen zu beschreiben, der das Denken der Opposition von 1848 in breiten Streifen kennzeichnet.

«La trahison des clercs» ist eines der Stichworte, mit denen diese Untersuchung schließt, nachdem sie mit der Feststellung begonnen hatte, daß

es sich um eine Revolution der Intellektuellen gehandelt habe. Dies ist so zu verstehen: Namier ist völlig überzeugt, daß es sich in den zahlreichen, sehr verschiedenartig schattierten Revolutionen jenes Jahres um eine zusammenhängende moralische Energie gehandelt habe und nicht etwa um wirtschaftsbedingte Motive, deren Bedeutung bei den hauptstädtischen Massenbewegungen er freilich nicht übersieht. Die führende Schicht der Revolutionäre aber sieht Namier als eine Generation von Intellektuellen, deren Ideengut zu einem bemerkenswerten Teil aus säkularisierter Religion stammt, deshalb in seiner vagen Allgemeinheit politisch-praktisch im Grunde unverwendbar war und auf Schritt und Tritt zu Widersprüchen und Unehrlichkeiten führte. Die Beispiele, mit denen Namier in den Hauptteilen seiner Schrift exemplifiziert, sind die beiden großen Problemkomplexe des Verhältnisses von Polen und Deutschen im Frankfurter Parlament und im Königreich Preußen und der Verhältnisse der kleineren Slavenvölker in der österreichisch-ungarischen Monarchie zu den mächtigeren Hauptstämmen der Deutschen, Magyaren, Italiener und Polen.

Die Darstellung hat zwei Gipfelpunkte: die Wendung der Stimmung unter den deutschen Demokraten von der anfänglichen Polenbegeisterung zur Russenfreundschaft und Verleugnung Polens unter dem Eindruck der Vorgänge in der Provinz Posen und der preußischen Regierungsparolen und zweitens die Geschichte des Slavenkongresses in Prag, in dem sich Tschechen, Serben, Kroaten, Slowenen, Ruthenen verbünden gegen die Demokraten mächtigeren Kalibers, die ihre Rechte ignorieren: die Deutschen, Polen und Ungarn. In der Kenntnis und Darstellung dieser dramatischen Auseinandersetzungen ist Namier ein Meister. Sein Sinn für die Nuance bewährt sich auch in sozialen Urteilen. Aus dem Ganzen leuchtet nicht nur Ironie und Skepsis, sondern auch viel echter bon sens, der in dem böhmischen Gutsherrn, der die Sprache seiner tschechischen Bauern lernt und mit ihnen auszukommen sucht, eine echtere Stütze von Frieden und Recht erkennt als im tschechischen Intellektuellen, der in Wien mit abstrakten Parolen gegen vernünftige Kompromisse Opposition macht.

Sehr bedeutsam sind die Einsichten, die Namier zum deutschen Gesamtproblem vermittelt, indem in seiner Darstellung der Teppich der deutschen Einheitsideen wie umgewendet erscheint und seine Rückseite zeigt: die slavischen Nationalismen und ihre konkurrierende Verflechtung mit den deutschen, wobei dann die kleindeutsche Lösung für die Slaven als die allein annehmbare erscheint, weil die großdeutsche die Austroslaven einem übermächtigen deutschen Gesamtparlament ausgeliefert hätte.

Wem es daran gelegen ist, die Geschichte der germanischen und westslavischen Nationalismen und ihrer Wendung zur Machtidee schon im demokratischen Taufkleid der 48er Ideen zu studieren, der wird gut tun, an diesem gescheitern, vielseitig informierten Werk Namiers nicht vorbeizugehen.